

Laudatio auf «Alias oder das wahre Leben» von Felix Philipp Ingold

Mit der Distanz zur Epoche wächst auch die Fremdheit. Die zentrifugale Lebensgeschichte eines Menschen, der 1922 als Wolgadeutscher in der Sowjetunion geboren wurde und 1993 als deutscher Exilrusse in Österreich starb, fängt schon beim Namen an: Carl Berger oder Kirill Beregow nannte sich der Mann, je nachdem. Die unsichere Identität führte in seinem Fall zur Überidentifikation mit dem Sowjetregime, was ihn mit der Roten Armee nach Wien und Mauthausen, später in eine privilegierte Wohnung für Staatsschriftsteller und schliesslich in den Gulag führte.

Felix Philipp Ingold führt uns in seinem hellwachen Roman «Alias oder das wahre Leben» durch ein halbes Jahrhundert europäische Geschichte. Und dies kompilierend, collagierend, verdichtend und immer wieder erzählend anhand einer Biografie, die der Autor nicht erfunden, sondern gefunden hat. Wir lesen eine literarische Studie, ebenso sprachgewaltig wie sprachkritisch, über das Leben eines Sowjetbürgers, und, durch das ständige Reflektieren der vielschichtigen Erzählverfahren und Perspektivenwechsel, einen ernsthaft-verspielten Essay über die Möglichkeiten und Grenzen des Erzählens selbst.

Was Ingold im Vorwort schreibt – dass nicht das Erzählte, sondern nur das Erzählen authentisch sein kann – löst er in jedem seiner Sätze ein. So wird eine Leuchtpistole zum Ausrufezeichen, und ein deutscher Kriegsgefangener zu einem Gewebe von Zeichen, das sich als unlesbar erweist.

Christine Löttscher